

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1917

191 (17.8.1917) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage.

Das Todesbataillon.

Südblich Dünaburg, Anfang August.

„Bataillon Emerlij“ — „Das Bataillon des Todes“ — so stand es in schwarzen kyrillischen Buchstaben auf der knallroten Seitenbinde, die der baumlange Matrose um den linken Arm trug. Er lag dort neben dem Sumpf hinter unserer Stellung. Das Rot der Binde leuchtete in der Sonne. Der Lärmgeruch der litauischen Wälder zog über das tiefe Massengrab, das die Trümmer des Todesbataillons empfangen sollte. Denn da lagen noch andere neben ihm — mit schwarzen Totenköpfen an den Hüften, mit schwarzeisenen Klappen auf der Schulter. Alles besondere Gestalten — mit Abzeichen, die von besonderen Willen sprachen. Aber jetzt alle tot — Menschen ohne Haupt — ohne Glieder — ohne Leben — keine Menschen mehr — zusammengepackt, in Zelbahnen gebüllt. Nur der Matrose lag ganz und stolz wie lebend da. Und noch als die erste Erde schon auf die Toten niederkollerte, schimmerte zwischen ihren Leibern ein leuchtend rotes Fehlen hervor: „Bataillon Emerlij“ — „Das Bataillon des Todes“.

Es war eine echt russische Idee — dieses schwarze Tausend. Sie bildeten die Auslese einer ganzen Division. Nicht immer die Tüchtigsten — aber diejenigen mit dem stärkeren Willen zum Siege. Und nicht etwa die moralische Auslese. Sondern es gab viele dunkle Existenzen unter ihnen und manden, der etwas auf dem Kerchholz hatte und sich hier rehabilitieren wollte. Da waren flüchtige Studenten, die von dem endlichen welterslösenden Siege dessen träumten, was sie „den russischen Gedanken“ nannten — andere, die auf den Kommunismus schwanden — Vorbetrachte — alte Unteroffiziere, die eben Kerenski in Dünaburg hatten reden hören — Kronstädter Matrosen, die das Tschowabohu von der Flotte vertrieben hatte. Eine bunte Schur — Graubärte, Knaben von 16 Jahren, übermäßig viele Offiziere. Was heißt Offizier? Jeder, der wollte, siedete sich eine Kokarde an. Aber alle waren Freiwillige. Bunt auch in ihren Uniformen. Jede Kompanie, jeder Mann legte ein besonderes Abzeichen an. Sie schmückten sich mit schwarzen Kofetten. Schwarz war die Farbe ihres Bataillons. Denn sie wollten den Tod um sich verbreiten. Den Tod gegen die Deutschen. Aber vor allem den Tod überhaupt. Und das war das echt Russische an ihnen — das Unklare — das Verzweifelte — das Mithische. Es waren alles Leute, die mit dem Leben abgeschlossen hatten. Sie warfen sich jeder für eine besondere Idee von Auszug in den Tod. Daß es gegen die Deutschen ging, war reiner Zufall. Der Kern war das Opfer — und ein klein wenig vielleicht das Theater.

Für die Angriffsschlacht der russischen fünften Armee südlich Dünaburg erhielt das Todesbataillon den wichtigsten Abschnitt. Die schwarzen Tausend standen zwischen Labessa-Bach und Gateni-See in der Mitte am zerflossenen Bahndamm Wilna-Dünaburg. Ostlich dieses Bahndamms, auf dem einst die Schnellzüge nach Petersburg ratterten, durchschnitt vorwärts Kuchalischko ein Bächlein die deutschen Linien. Das Bächlein bildete einen Sumpf. Die deutschen Stellungen waren hier nur notdürftig aufgefeselt. Durch dieses Sumpfloch stießen — die links und rechts besetzten Stellungen der Deutschen von hinten nehmen — die deutsche Linie nach dem Bahndamm aufzrollen — das war die Spezialaufgabe des Todesbataillons. Die schwarzen Tausend lagen zwei Tage lang in den neugebauten Wabengräben, dicht hinter ihrer Front. Am ersten Tage ergoß sich russisches Geschützfeuer auf die deutsche Sumpfstellung. Am zweiten Tage trat eine große Zahl von Eisfeuerbatterien hinzu. Es wird nicht viel mehr übrig sein von den Deutschen, wenn wir kommen — meinte der russische Bataillonsführer, ein Oberleutnant, der sich zu dem Bataillon wemelte hatte, weil er in seinem bisherigen Regiment von der Mannschaft verprügelt worden war. Am dritten Morgen — ein feiner Sprühregen ging nieder — noch einmal 45.000 Schuß. Der Obstgarten von Kuchalischki, das „Köpfchen“ und der „Heinrichsberg“ rauchten. Aus dem Sumpfe stiegen schwarze Erd- und Wasserfontänen. Jetzt kam das Bataillon aus den hinteren Gräben langsam hervor. Die Drahtverhau waren durchschnitten. — Die Sturmleitern angelegt. Die Sonne schien. Punkt 9 Uhr 20 Minuten sprang das Feuer vor. Im selben Augenblick — in Rauch und Staub — brachen die graugrünen Wellen der Russen in der Niederung des Bächleins vor.

Aber warum hielten sie alle die rechte Hand über die Augen. Sie sprangen nicht, sie gingen aufrecht, langsam — ein wenig nach vorn gebückt. Und alle hatten die Hand vor den Augen, trotzdem ihnen die Sonne im Rücken lag. Als einige unserer Leute mir dies erzählten, hielt ich es für Einbildung. Aber von allen Beobachtungsständen aus ward es beobachtet. Die japanischen Gewehre in der linken Hand, die rechte Hand über den Augen. So zäherten sie sich unseren zertrümmerten Gräben. Stumm — mit dieser schönen Geste, die so gut zu ihren schwarzen Föhnen, zu ihren Totenköpfen an der Hüfte paßte. Es war ein Bild wie aus der Legende. Aber auch diese Legende schloß mit Blut und Tod — wie jene deutsche vor Langenmarkt — November 1914.

Zuerst kam das Bataillon Emerlij gut vorwärts — überausend gut. Sie schoben sich, vom Gelände begünstigt, in fünf Wellen mit mächtigen Verlusten durch das Loch. Rechts den Obstgarten, links die Hindenburg-Schanze, beide erhöhte Punkte furchtbar zertrümmert, hinter sich lassend, drangen sie in kurzer Zeit — so schneidig, wie ich Russen nie gesehen, sagt der Regimentskommandeur — „bis an unsere zweite Linie vor. Sie warteten bis über die Arnie durch den Sumpf — sie rannten durch das Maschinengewehrfeuer. Hinter den ersten Wellen schleppten Knaben von 14 bis 16 Jahren Munition und Handgranaten her. Einer fiel. Der andere drehte sich nicht um. Als ihre Spitzen, die besetzten Linien erreicht hatten, baddelten sie sich ein. Bald nach 10 Uhr jagte das Todesbataillon wie ein langer dünner Finger in unsere Stellung hinein. Sein Kopf bedrohlich tief in unserem Rücken. Auch links und rechts am Heinrichsberg und in der Höhenzolleneiste waren russische Bataillone eingebrochen. Aber diese nur in winziger Tiefe. Das schwarze Bataillon war wirklich das tapferste gewesen. Zuerst konnte man ja gar nicht schießen auf diese Menschen, die wie mit verbundenen Augen vor uns in ihr Verderben rannten, jagte ein Unteroffizier, ein Theologe im fünften Gemeiner.

Es waren ganz unkomplizierte Menschen und schlichte deutsche Normalsoldaten, die hier mit dem Parabelbataillon der neuen russischen Revolutionsarmee zusammenstießen. Die meisten Schie-

fier und Hassen. Sie hatten gar keine besonderen Absichten, weder an diesem Tage, noch mit ihrer Kriegsführung überhaupt. Sie drängten sich nicht in den Tod. Das Schicksal der russischen Republik war ihnen gleichgültig. Sie taten einfach ihre Pflicht — ob diese im Warten oder im Angriff bestand. Wie jeder gute Deutsche sehten auch sie sich nach Hause. Aber wenn es sein mußte, hielten sie länger als diese drei Jahre aus. Nicht aus individueller Begeisterung, sondern weil es nur so und nicht anders sein konnte. Das war ihrer aller unmaßgeblicher Meinung — ohne große Deckungen — vom Kommandeur bis zum Koch. Es waren Soldaten eines spät geborenen Regiments — mit hoher Hausnummer — gar keine Elitetruppe und doch gerade in ihrer jählichen Normalität — in ihrer Mischung von Alter und Jugend das Beste, was Deutschland im vierten Kriegsjahr aufzuweisen hat.

10 Uhr 30 Minuten, nachdem die Gefantlage erkannt war, begann das deutsche Gegenunternehmen. Aber was sich von 10.30 bis 12 Uhr zwischen dem Obstgarten und der Hindenburgschanze abspielte — der Todeskampf des Todesbataillons — das war mehr, als ein Kampf zwischen Mensch und Mensch. Es war der Kampf zwischen moralischen Individualitäten und einer moralischen Maschine. Von links und rechts stießen automatisch, mehrere Gruppen,züge, zuletzt ein deutscher Sturmtrupp gegen die vollbesetzte russische Frontstellung an. Das Todesbataillon kämpfte mit der Kaltblütigkeit von Verbrechern, mit der Inbrunst von Fanatikern. Drei im Sumpfe stehend, schossen seine Offiziere, bis sie umfielen. Gegen drei unserer Leute warf ein umzingelter 16-jähriger Schiffsjunge ganz allein und todesmutig seine Handgranaten. Wie Verfechter hielten sich die Deutschen. Nicht vor unseren Augen schleppte ein Matrose ein unbrauchbar gewordenes Maschinengewehr hinweg und warf es sprühend in den Sumpf. — Die Russen kämpften wahrhaftig mit Eifer, mit Schweiß, mit wildem Mut. Und doch schmolzen sie allmählich dahin. Sie verfluteten sich an ihrer Tapferkeit. Denn es war nicht die ruhige Tapferkeit der Sache, der Ordnung, der unpersönlichen Zusammenarbeit. Es war das wilde Brennen einzelner Flammen. Sie schlugen hoch, und plötzlich sanken sie zusammen. Hier einer und da einer. Und dann ganze Gruppen. Wie das kommt? Niemand kennt die russische Seele. Sie halten morgens aufrührerische Reden und rennen abends todesmutig in unsere Gewehre. Heute erberben sie feindliche Stellungen und morgen lassen sie plötzlich die Arme sinken. Um 12 Uhr mittags waren von den schwarzen Tausend 500 tot, über 300 gefangen. Kein Russe sah mehr in unserer Stellung. Die dünne Linie der Schießler und Hassen hatte prächtig gearbeitet. Es war ein Sieg nicht der Masse, nicht der Technik, aber auch nicht des Geistes und der persönlichen Moral, sondern der Sieg eines Prinzips gewesen. Trotz aller persönlichen Tapferkeit — hier hatte der Geist der revolutionären Armee, der böse Geist des Individualismus eine schwere Niederlage erlitten. Eine gebrochene Minorität von disziplinierten Pflichtsoldaten hatte den gewaltigen Eifer einer jungen revolutionären Truppe ruhig gebrochen. Da lagen sie tot im Sumpf, in den Trümmern, zu Sundern, junge und alte, mit ihren bittenden Armbändern, mit ihren hellen Idealen. Die Leute vom Todesbataillon wollten ihr Mitternachtsaufstand erlösen. Zugleich aber wollten sie einen Krieg zu fremden Zwecken führen! Im Lichte der Ewigkeit sind sie an diesem Zwiespalt gestorben.

(Kb.) Dr. Adolf Rößler, Kriegsberichterstatter.

Wo mündet der Rhein?

Fast genau bis zur Grenze zwischen deutschem und holländischem Gebiet befällt der Rhein seinen eigentlichen Namen und seine geschlossene Stromführung, um sich dann in einem, selbst für das Delta eines großen Flusses ungewöhnlichen Maß zu zerplittern. Es wird wohl wenige noch so gut geschulte Geographen geben, die imstande wären, das Gewirr der Rheinmündungen mit all ihren Namen im Gedächtnis zu behalten und aus dem Kopf darzulegen. Eine oft bewaunte Tatsache ist es, daß der Name Rhein jenseits der deutschen Grenze nur noch eine ganz untergeordnete Rolle spielt, und sie wird nur zum Teile dadurch erklärt, daß an die schon an sich so stark zerlegten Wasserläufe der Rheinmündung von Süden her noch die Maas und weiterhin die Schelde eingreifen. Professor Dehmann hat jetzt in Petermanns Mitteilungen den dankenswerten Versuch unternommen und durchgeführt, das Spinnennetz der Wasserläufe in diesem Gebiet klarzustellen, und daraus läßt sich ungefähr erkennen, wo der Rhein fließt, wenn es auch naturgemäß unmöglich ist, sich für einen der Mündungsarme als eigentliche Rheinmündung zu entscheiden. Schon wenige Kilometer, nachdem der Rhein den deutschen Boden, den er noch wenige Kilometer als Grenze begleitet hat, endgültig verläßt, gibt er die Würde jenes Namens auf. Dieser bleibt nämlich bei der ersten Spaltung an dem kleineren Arm haften. Die sich westlich zum Meer wendende Waal entspringt nämlich drei Drittel der ganzen Wassermenge, während auf den nordwärts ziehenden Niederrhein (nach holländischer Benennung) nur ein Drittel entfällt. Dieser so geschwächte Niederrhein spaltet sich dann oberhalb Arnheim von neuem, indem wieder ein Drittel, also ein Neuntel der ganzen Wassermenge, durch die gedehnte Nijssel in großen Bindungen nordwärts fließt, um später bei Kampen in die Südersee zu fallen, während der Niederrhein seinen Lauf westwärts parallel der Waal fortsetzt. Bald folgt eine neue Verzweigung, bei der es sich wiederholt, daß der stärkere Flußlauf einen neuen Namen erhält, der schwächere als Rhein bezeichnet wird. Die gerade Fortsetzung des Niederrheins nach Westen nämlich wird der Lek, von dem sich zunächst nach Norden der Krümme Rhein und dann der Waarsche Rhein abzweigen, um sich später zu vereinigen und als Becht östlich von Amsterdamm in die Südersee zu ergießen. Der Lek geht dann bei Rotterdam vorüber und fällt bei Oel van Holland in die Nordsee. Die Waal dagegen bleibt ein einigermaßen geschlossener Flußlauf mit durchschnittlich westlicher Richtung bis etwa zur Mündung der Maas, wo eine ganz außerordentliche Verzweigung der Stromtrübe stattfindet. Die Frage der Rheinmündung kann am kürzesten dahin beantwortet werden, daß zwei Drittel des Rheins durch die Waal in das holländische Tief münden, zwei Neuntel durch den Lek unterhalb Rotterdam und ein Neuntel durch die Nijssel in die Südersee. Diese Antwort ist kurz und im wesentlichen auch gut, aber nicht entfernt vollständig. Ein volles Verständnis ist überhaupt nur durch ein mühevolleres Studium der Schicksale dieses Gebietes, wenigstens in geschichtlicher Zeit zu erreichen, da nicht nur die natür-

lichen Verhältnisse der Wasserläufe sich noch bis in die jüngste Zeit vollständig verändert haben, sondern auch der Mensch durch Kanalbauten und andere Eingriffe die ursprüngliche Wasserführung noch weiter umgestaltet hat. Es mag noch erwähnt werden, daß sich der Krümme Rhein über den bei Amsterdamm vorbeiführenden Verbedekanal hinweg westlich fortsetzt und an der alten Univeritätsstadt Leiden vorüber bei Katwit in die Nordsee fällt. Nach der Kamengebung würde dieser Platz die eigentliche Rheinmündung bedeuten, und es ist eine eigene Ironie, daß gerade dieser Arm, abgesehen von seiner geringen Bedeutung, infolge der Regulierungen keinen Tropfen Wasser mehr von einem eigentlichen Rhein enthält. Die wirtschaftlich wichtigste Rheinmündung ist ohne Zweifel der Lek mit seinem neuen Rotterdamischen Wasserweg, aber hier hat wieder der Name Maas das ganze Konzept verdrängt, indem die Eigenwilligkeit des Sprachgebrauches diesen Namen von dem südlich kommenden Strom über die Waal hinweg nach der Mündung des Lek hinübernimmt. Gegen diesen Gebrauch, die Maas mündung unterhalb von Rotterdam zu verlegen, also nördlich von der Waal, in die Maas doch vom Süden her mündet, sollte die Geographie Einspruch erheben. Dr. T.

Dermisches.

Die Einheitszeitung.

Die „Mündner Post“ ipotet:

Die Papiernot zwingt zu einer neuen einschneidenden Kriegsmassnahme, die aber durchaus nicht die erwartete Opferfreudigkeit des deutschen Volkes weiter beläßt, sondern im Gegenteil in weiten Kreisen volles Verständnis, ja sogar lauten Jubel auslösen wird. Wir haben Einheitsbrot, Einheitsfleischmarken, Einheitskriegsmus, Einheitsbier und Einheitsstiefel sehen bevor. Es liegt also nahe, auch die geistigen Bedürfnisse Kriegsmäßig zu organisieren und zu kontingieren durch die — deutsche Einheitszeitung.

Die Hauptredaktion ist natürlich in Berlin. Die in der Reichshauptstadt hergestellte deutsche Einheitsmeinung wird vom Wolffschen Telegraphenbureau auf dem raschesten Wege den Bundesstaaten zur Weiterverbreitung übermittelt. Von Zeitungshörschülern wird Abstand genommen. Dagegen haben alle Blätter bei Inkrafttreten der Einheitszeitung ihr Erscheinen einzustellen. Nur die Zeitungsköpfe werden beibehalten, um dem naiven Zeitungsleser bei K.-Kaffe-Gespräch mit K.-Brot und K.-Mus die K.-Zeitung mündgerechter zu machen.

Die deutsche Einheitszeitung wird ein Segen für das ganze Volk werden. Keine aufreizende Kritik, kein politisches Gezänk, kein Parteigedank mehr! Die vielfach dröhnend empfundene Penurie wird auch ohne Meidtag verschwinden und ewiger Burgfriede wird herrschen. Zur richtigen Bewirtschaftung der K.-Zeitung wird eine K.-Gesellschaft (Stitz Berlin) gegründet. Wie verlautet, soll dazu das Hotel Adlon angekauft worden sein. Sämtliche ledernen Klappstühle im Deutschen Reich sollen dafür beschlagnahmt werden. Die K.-Gesellschaft für deutsche Einheitsmeinung (Dem.) wird die deutsche Einheitszeitung (Dez.) nach bekanntem Muster wegorganisieren und dadurch das deutsche Volk vor der Einheitsverdrümmung (Er.) retten.

Wie die Tiere die Farben sehen. Diese und ähnliche bis jetzt für unlösbar gehaltenen Fragen über den Nachhimm der Tiere sind in den letzten Jahren nach neu ausgearbeiteten Untersuchungsresultaten studiert und gelöst worden. So wurde unter anderem nachgewiesen, daß für die Fische die relativen Helligkeiten der verschiedenen Farben des Spektrums (d. i. das Farbenbild des durch ein Prisma zerlegten Lichtes, welches Farbenbild die Art des Lichtes erkennen läßt), die gleichen sind, wie für ein gänzlich farbloses Menschenauge. Die Fische sind also gewissermaßen völlig farbenblind. Die Amphibien sehen den roten und violetten Teil des Farbenspektrums so weit wie wir; für Reptilien und Vögel hat sich ergeben, daß sie die Farben im roten Teile des Spektrums ebenfalls zu erkennen vermögen, wie das Menschenauge; gegen Violet hin ist die Farbenschwärzung jedoch wesentlich beschränkter. Günther, J. B. reagierte auf das Spektrum bis zum blaugrünen, Schiedkröten nur bis zum grünen Teil. Dagegen nehmen Hfien die Farbenschwärzung des Spektrums genau so weit wahr, wie der Mensch. Was die wirbellosen Tiere betrifft, so ergab sich, daß alle untersuchten Insekten, Krabben und Milben in farbigen Lichtern die Gegend des spektralen Gelbgrünes aufsuchten. Von den untersuchten Meerestieren zeigten die Krebsarten und Krustentiere im allgemeinen das gleiche Verhalten wie die Fische.

Heiteres.

Lieber Simplicitäts.

Neulich besuchte ich einen alten Schulfreund. Meines Neft in Sachsen. Im Neun ging zum Stammtisch, ins Honoratorenstübchen. Im Neun war Polizeistunde. Im Honoratorenstübchen freilich noch nicht. Zwischen halb und dreiviertel Elf steht der Nachtwächter seinen Kopf zur Tür herein und sagt betrußvoll: „Aber, meine Gärn, 's is doch gleich dreiviertel Elwe!“ Der Wirt erwidert freuzherzig: „Ja, das duh uns ooch leid, das is doch aber nicht zu ännern.“ Das leuchtete auch dem Nachtwächter ein, und er verschwand.

Der letzte Weg. Frau C. . . in Berlin hatte viel Ärger mit ihrem Mann. Da erschien ihr das Hilfsdienstgesetz als rettender Ausweg, und unter energischer Umgehung vieler Instanzen vorbereitete sie den Reichstag zur Tat auf. Laut Drucksache Nr. 866 erflattete Abgeordneter Dr. Nießer Bericht über die Arbeit des W. Ausschusses für den vaterländischen Hilfsdienst. Darin heft man unter den Petitionen, zwischen einem Ersuchen des Vereins deutscher Hochwildjäger wegen Urlaub zum Abschuss des Wildes und einem Antrag des Vereins für Mutterchutz in Sachen Reichswaldenhilfe, auf Seite 33:

„26. II. 2786. Frau C. . . Berlin bittet, daß für sie sorgen, daß ihr Mann endlich aus dem Hause komme.“

Der Reichstag hat nun freilich Frau C. . . sehr enttäuscht: er ging über ihre Petition zur Tagesordnung über.